

Mut: Die Zumutung des Richtigen

Mut gilt uns fast selbstverständlich als Tugend. Wer mutig ist, steht auf, wo andere sitzen bleiben. Wer mutig ist, sagt etwas, wo andere schweigen. Wer mutig ist, schützt Schwächere, widerspricht der Mehrheit, öffnet verhärtete Konflikte oder wagt einen Anfang, den niemand garantieren kann.

Natürlich muss man Mut von seinen Fehlformen unterscheiden: von Leichtsinn, Geltungsdrang, Trotz, Abenteuerlust oder jener Selbstüberschätzung, die andere mit in Gefahr bringt. Mut im eigentlichen Sinn ist nicht das Bedürfnis, sich zu beweisen. Er ist auch nicht die Lust am Risiko. Mut beginnt dort, wo jemand erkennt: Das hier ist sinnvoll, vielleicht sogar notwendig — und es muss getan werden, auch wenn es unbequem wird.

Mutige Menschen habe ich gern um mich. Wirklich?

Ja. Und nein.

Ich bewundere mutige Menschen. Aber sie stören mich auch auf. Sie verlangen Rechenschaft von mir. Sie lassen mich nicht ungestört klagen. Sie nehmen mir die bequeme Rolle des Zuschauers. Manchmal lachen sie mich aus, wenn ich mich allzu bereitwillig als Opfer geriere. Nicht böse, vielleicht sogar liebevoll — aber doch so, dass ich mich nicht ganz herausreden kann.

Denn Mut bleibt selten Privatsache. Wenn jemand in meiner Nähe mutig ist, betrifft mich das mit. Mutige Menschen wagen ungewohnte Schritte, sprechen Konflikte an, die sich längst verhärtet haben, betreten Räume, die andere lieber meiden. Und plötzlich stehe ich daneben. Ich habe den Impuls nicht gegeben, aber ich bin in seine Folgen verwickelt. Meine Souveränität ist angekratzt. Meine Bequemlichkeit auch.

Besonders unruhig wird es, wenn die Mutigen Menschen sind, die ich liebe oder für die ich Verantwortung trage. Zivilcourage einfordern — ja, das macht sich gut. Es klingt richtig, erwachsen, demokratisch. Aber wenn meine Frau, mein Kind, mein Freund, meine Schülerin oder mein Schüler diese Zivilcourage tatsächlich lebt, dann sieht die Sache anders aus. Dann steigt mein Adrenalinspiegel. Dann denke ich nicht zuerst an die schöne Tugend, sondern an die möglichen Folgen.

Was wird passieren? Wer wird sich rächen? Wer zieht sich zurück? Wer lässt den mutigen Menschen am Ende allein? Und was bedeutet das für mich?

Dann gibt es zwei Möglichkeiten. Ich kann anfangen zu klagen und mich selbst zum Opfer machen: Jetzt bringt mich der Mut des anderen in Schwierigkeiten. Jetzt muss ich etwas aushalten, was ich gar nicht begonnen habe. Oder ich unterstütze die mutige Initiative — und mache mich selbst angreifbar.

Vielleicht zeigt sich genau hier, ob ich Mut wirklich schätze. Nicht dort, wo ich ihn als abstrakte Tugend lobe. Sondern dort, wo er in meiner Nähe geschieht und mich etwas kostet.

Hier passt Hannah Arendts Kategorie des Anfangens hinein. Mut ist nicht nur Widerstand gegen Angst. Mut ist die Bereitschaft, einen Anfang zu setzen. Wer mutig handelt, bringt etwas in die Welt, das vorher nicht da war: ein Wort, einen Widerspruch, eine Geste, eine Unterbrechung, eine neue Möglichkeit. Damit beginnt nicht einfach ein Plan, der dann sauber abgearbeitet werden kann. Es beginnt eine Geschichte.

Und Geschichten haben bei Arendt die Eigenschaft, dass niemand sie allein besitzt. Wer anfängt, löst Wirkungen aus, die andere betreffen. Der Anfang entzieht sich der vollständigen Kontrolle. Gerade deshalb ist er politisch. Er geschieht im Zwischenraum der Menschen, in jenem Raum, in dem wir einander erscheinen, antworten, ausweichen, unterstützen oder im Stich lassen können.

So gesehen ist Mut immer auch eine Zumutung an die Welt. Der Mutige sagt nicht nur: Ich halte etwas aus. Er sagt: Ich fange etwas an. Und wer in seiner Nähe steht, wird mitgefragt. Nicht jeder muss denselben Schritt tun. Aber niemand kann ganz unberührt bleiben. Der Anfang des einen verändert den Ort, an dem die anderen stehen.

Das erklärt vielleicht, warum mutige Menschen mich zugleich anziehen und beunruhigen. Sie verkörpern die Möglichkeit, dass es anders werden kann. Aber sie nehmen mir auch die Ausrede, dass alles bleiben muss, wie es ist. Sie öffnen einen Raum, in dem ich mich verhalten muss. Gerade darin liegt die arendtsche Pointe: Freiheit ist nicht zuerst ein inneres Gefühl. Freiheit erscheint, wenn Menschen handeln und miteinander etwas beginnen.

Auch nach der mutigen Tat ist die Geschichte selten einfach zu Ende. Mut erschöpft. Mut kann ernüchtern. Wer einmal mutig war, weiß danach oft mehr über andere Menschen, als ihm lieb ist. Man erfährt, wer Beifall klatscht, solange es ungefährlich bleibt. Man erfährt, wer schweigt. Man erfährt, wer hinterher sagt, er habe es ja eigentlich genauso gesehen. Man erfährt auch, wer wirklich bleibt.

Darum macht Mut nicht immer euphorisch. Er kann abgeklärt machen. Vorsichtiger. Vielleicht sogar zögerlicher für das nächste Mal. Nicht weil die Einsicht verschwunden wäre, sondern weil man nun weiß, was alles daran hängt.

„Glück besteht zu neunzig Prozent aus Unwissenheit“, heißt es. Da ist etwas dran. Wer noch nicht weiß, was Mut kosten kann, ist manchmal unbeschwerter. Wer es weiß, wird nicht automatisch feige, aber sein Mut verliert die jugendliche Leichtigkeit. Er wird stiller. Nüchterner. Weniger glänzend.

Vielleicht ist das der erwachsene Mut: nicht der große Auftritt, nicht die Pose, nicht der Überschwang. Sondern die Bereitschaft, einen Anfang zu setzen, obwohl man die Kosten inzwischen kennt.

Mut lebt nicht von kühler Berechnung. Wer alles absichert, bevor er handelt, wird vielleicht sehr vernünftig erscheinen, aber selten mutig sein. Mut entsteht aus der Einsicht, dass Sinn manchmal vor Sicherheit kommt. Dass es Situationen gibt, in denen das Richtige nicht wartet, bis alle Folgen überschaubar sind.

Bei Hannah Arendt gehört dieses Anfangen zum Wesen des Handelns. Weil Menschen geboren werden, kann Neues beginnen. Aber dieses Neue bleibt niemals privat. Es tritt in die Welt, wird gesehen, beantwortet, missverstanden, weitergetragen oder bekämpft. Darum ist Mut nicht nur eine Eigenschaft des Einzelnen. Mut ist ein Ereignis im Zwischenraum.

Und vielleicht ist Mut deshalb so ansteckend und so störend zugleich. Er ruft nicht nur den Handelnden ins Offene. Er ruft auch die Umstehenden heraus. Er fragt: Bleibst du Zuschauer? Oder trittst du dazu?